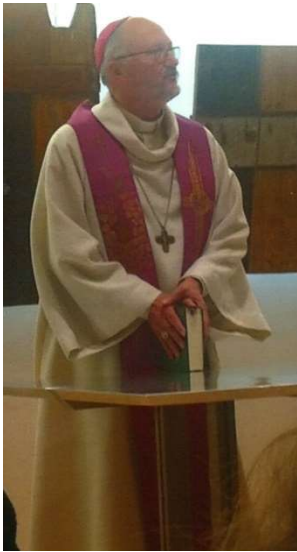




Michael Wüstenberg

African Bishop, em. of Aliwal



Hier bei der Studenten-
gemeinde von Regensburg

Im Stöhnen erstickt der Schrei:

Please, I can't breathe!

George Floyd schreit in Minneapolis. Mit ihm so viele andere.
Zu viele.

Nichts Neues. Immer wieder. Martin Luther King's Traum
ausgeträumt?

Ausatmen - die Luft anhalten - weiteratmen: das ist das
therapeutische Geschehen bei der Röntgenaufnahme. Jeder
kennt es. Ausatmen, abwürgen, das geschieht, wo
menschenverachtender Hass Leben abbricht und die
skelettierte Gesinnung offenbar wird, verknöcherte
Widerwärtigkeit; jeder kennt sie.

Sie ist überall. Im auf Sklavenhaltung aufgebauten Wohlstand Amerikas. In
der Massenhaltung von Menschen, deren Anwesenheit solange willkommen
ist, wie sie mit billigem Fleisch auch schlechtbezahlten Systemrelevanten
den Einkauf einer Wurst erlauben. Zu vielen ist das Wurst.

Ein Virus, der am Ende die Luft abschnürt, er deckt es auf. Ein Polizist, der
brutal erwürgt, er deckt auf, was einfach hingenommen wird: I can't
breathe!

Unsägliche Wut entlädt sich in einer den Atem raubenden Welt. Unter
denen, die schon in besonderer Weise einem tödlichen Virus und der von
ihm ausgehenden Gefahr für ihre Existenz ausgesetzt sind. Mit der Luft die
sie noch haben, schreien sie es heraus und stimmen ein in den Kehrs
eines Ermordeten: Please, I cannot breathe!

So viele stöhnen es:

I can't breathe, das stöhnen Chinesen im Smog von Beijing und atmen die
toxische Luft ein

I can't breathe, das hauchen die an Covid19 Sterbenden auf den
Intensivstationen

I can't breathe, das fühlen erschöpfte Schwestern und Ärzte

I can't breathe, das ist Wirklichkeit für Familien, denen die Luft ausgeht

I can't breathe ist der Schrei der grünen Lunge, die abgeholzt und
abgebrannt wird in voller Kenntnis und mit Vorsatz, die indigenen Völker
als erste im Rauch erstickend.

I can't breathe. Mit Zorn kommen meine Erinnerungen hoch, Erinnerungen an das Heimatland der Apartheid, meine Heimat dann für 25 Jahre. Mein Ausgangspunkt jetzt, von dem aus ich Migrant unter den Atemlosen wurde, hinein in eine Welt in die ich Integration in etlichem verweigere.

Dort konnte ich merkwürdigerweise atmen, als Weisser unter Schwarzen. Ich konnte atmen als illegaler Ausländer ohne Aufenthaltsgenehmigung für das Homeland der Transkei. Gedeckt von den Leuten am Ort, vom Bischof nebenan.

Eine Irritation für die Polizei des rassistischen Systems. Für weisse Polizisten einer von ihnen, der Farbentest „bewies“ es ja. Für schwarze Polizisten ein Weisser. So weit hatten sie Inferiorität internalisiert. Nicht sie allein. Ein methodistischer Bischof schilderte 1993, wie er in Amerika als schwarzer Student einen Inlandflug machte. Es nahm ihm fast den Atem zu sehen, dass der Pilot ein Schwarzer war. Kann der das überhaupt, Fliegen?

Senzeni na – was haben wir getan, war der Song im Kampf gegen Rassentrennung. Was haben wir getan, dass wir das verdient haben? Was haben wir getan, dass wir das an uns geschehen liessen? Was haben wir getan...? Teuflische Unsicherheit: Haben wir das gar verdient? Never ever!

Allgegenwärtig, die ungemein gemeine Angst. Eine Reise durch die Weiten in der Nacht von Qwaqwa nach Sterkspruit. Blaues Licht auf einmal, keines, das man mit Gelbfilter einfach ausblenden konnte, brutal. Polizeikontrolle. Alles aussteigen aus dem Minibustaxi. Passagiere bekleidet mit ihrer Decke, ausgestiegen dann nackt. Gedemütigt. Weiterfahren. Und dann die unsägliche Angst: Zwei Kilometer weiter womöglich, bei einem Feldweg, der nächste Stop; dort die für den dreckigen Job. Informiert per Funk von der ersten Kontrolle. Was kommt? Vergewaltigung, Mishandlung, Mord? Werden wir unsere Lieben jemals wiedersehen? *Senseni na*? I can't breathe.

I can't breathe. Tata Sam. Unser Handyman, der Mann für alles auf der Mission in Sterkspruit. Ein Missionar hatte eines seiner Kinder überfahren. Ein tragischer Unfall. Kein Groll. Zuverlässig im Dienst. Er konnte Geld zur Bank bringen, und eher kam er mit mehr zurück als dass irgendwas verschwand. Die ersten Wahlen, 1994, wo Nelson Mandela gewählt werden würde, würde er nicht erleben, sagte er. Er erlebte sie nicht. Kein Rettungsdienst, kein Transport, starb er nachts in meinen Armen. In den Armen eines hilflosen Rettungssanitäters erstickte er. Mangelhafter Gesundheitsdienst. I can't breathe. Bei seiner Beerdigung am Samstag vor Palmsonntag lernte ich, dass jeder, der an dieser Feier der Familie Mofokeng teilnahm, als Glied der Familie betrachtet wird. Das sei immer so. Das gelte auch für mich. Solange ich mit ihnen sei bin ich Mofokeng. - Ich bin einer von Euch! Welch afrikanische Grossherzigkeit!

I can't breathe – Fr Trom, der anglikanische Priester am Ort, sah mit Sehnsucht den ersten demokratischen Wahlen entgegen. Seine Sorge: Werde ich ins Wahllokal kommen können mit meinen Behinderungen. Ich

versprach ihm: Wenn es schwierig wird, werde ich kommen und ihn hintragen. Mein Dienst war nicht nötig, er schaffte es alleine. Tragen Sie mal den Flüchtling von nebenan zur nächsten Bundestagswahl. I can't breathe – oder können Sie durchatmen? Ich sehne mich nach frischer Luft!

Nachts hörte ich immer wieder den Klang der AK47s, das ratatatata der Kalaschnikows. Unser Gebiet hatte den Ruf, das Trainingszentrum der APLA, dem militärischen Zweig des PAC, des Pan Afrikanischen Congresses zu sein, einer radikaleren Befreiungsbewegung als dem ANC Mandelas. Rose Rasmeni, eine gerade pensionierte Krankenschwester und weise Frau, fragte oder eher bat mich, doch für einige Zeit zu gehen, bis es sicherer würde. Schliesslich sei ich weiss und die seien radikal. Wenn Du gehst, geh ich auch, sagte ich. Naiv vielleicht. Ich lebe noch. Rose auch.

Die in der Befreiungsbewegung waren weiter als viele primitive rassistische Spalter. Ich hatte freundliche Beziehungen zu ihnen, zu Verantwortlichen, einem ehemaligen General der Transkei, einem jungen Aktivisten, Philipp. Wir wurden Freunde. Manche wunderten sich, wer ich denn da sei, als Weissler im schwarzen Homeland, im Reservat. Da waren diese Beziehungen von Hilfe. Philipp Ponoane, der gerade zum Elektriker ausgebildet war, starb dann schnell. Er klebte fest an einem Hochspannungsmast, von dem er den Armen einen günstigen Zugang zum Strom geben wollte.

Seine Beerdigung, wie viele andere, war nicht nur Beisetzung, sondern politische Veranstaltung, Protestereignis im Einsatz für Leben und Menschenwürde. Da war die Gemeinsamkeit, die fundamentale Gleichheit, die wir als Menschen spürten. Keine schwarz-weiss Schablone. Auf- und durchatmen auf dem Friedhof!

Smile Ngcangca, ein junger Mann aus Umlamli. Er arbeitete in Johannesburg. Er unterstützte einen unserer Katechisten mit seinem Geld. Grosszügig als Armer. Als er wie viele Wanderarbeiter im Minibustaxi nach Hause zurückfuhr, sassen wir noch bei Kerzenlicht im Pfarrgemeinderat von Umlamli beisammen. Am Ende der Sitzung bekamen wir die aufgeregte Nachricht: Smile ist erschossen worden. In einer Fehde von Taxiunternehmen wurde nicht nur der Fahrer seines Taxis unten an der Brücke erschossen, sondern er auf dem Beifahrersitz gleich mit. Wirtschaftliche Gewalt. I can't breathe – unser Gefühl, als wir zum Krankenhaus eilten um zu sehen, was wir nicht glauben wollten, seinen Leichnam. Wenn kostbare Leben billig werden, droht Menschlichkeit zu sterben. I can't breathe!

„Weiss der gar nicht, dass er weiss ist?“ Diese Frage wurde meinem schwarzen Bruder Zolile Mpambani SCJ gestellt. Da, im Hinterland, in den Bergen, hatten sie sehr wach wahrgenommen, was auch Rose Rasmeni spürte: Es könnte ja sein, dass, wenn er schon so eng mit den Einheimischen verbunden ist, die Polizei auch ihn wie sie behandeln würde. Immerhin hatte die Polizei an den zeitweise kontrollierten Grenzen zur Transkei etlichen Fotos von mir gezeigt und gefragt, ob sie mich kannten.



Demonstrationszug zur Grenze der Transkei. Fahnen stehen gegen Kaspis, Spezialfahrzeuge der Polizei und Hubschrauber. Fr Trom, der anglikanische Priester macht noch Verbesserungen zu den Forderungen: Abzug der Grenzkontrolle; Beendigung der entwürdigenden Behandlung von Frauen, die von Männern durchsucht wurden; Verzicht auf Personaldokumente, die aufgrund von behaupteten jahrelang anhaltenden Computerproblemen nicht erstellt werden konnten. Warum ich auf den Fotos nicht zu sehen bin? Die einzige Kamera dort im Zeitalter vor den Smartphones war meine. Und an der Identität des Fotografen, des einzigen Weissen auf der „anderen“ Seite, waren sie interessiert. Die Negative sind so auch verschwunden, weil daran interessierte Parteien sie nicht zurückgaben.

I can't breathe – systematisch Leuten den Atem nehmen. Rassisten verstehen ihr Geschäft. Grenzkontrollen hatten sie zu unserem kleinen Teil der Transkei eingeführt. Waffen wollten sie finden. Das einzige, was beschlagnahmt wurde war Dagga, Mariuhana. Aber Menschen wurden belästigt, gedemütigt. Sie wollten vernünftig einkaufen und ihnen wurde gezeigt: in die Stadt, nach Aliwal gehört ihr nicht. Das wenige Geld, das sie hatten, wurde verschwendet, wenn sie zurückgewiesen wurden.

Cry Freedom, Cry beloved Country – Filmtitel dokumentieren die Strömung, die das Leben vorantreiben sollte. Deren betörende Ästhetik beschönigt nicht das Fehlen der Ethik. Cry! Niemals stoppen: Schrei! Heute! Jetzt!

Entlarvt zur guter Letzt, oder zumindest in einem Zwischenstadium: Die Polizei. Nach den Wahlen die Wahrheitskommission TRC, Truth and Reconciliation Commission. Jeffrey Benzien sagte da aus. Dem Polizisten, der folterte und Menschen entstellte, konnte man ansehen, wie sehr er selbst durch seine Verbrechen entstellt worden war, ein Wrack. Eugene de Kock, Prime Evil wurde der Foltermeister genannt, Vlakplaas war einer seiner berüchtigten Orte. War es das, was ihre Eltern aus ihnen werden sehen wollten?

I can't breathe, mein Gefühl, wenn sonntagsabends Zusammenfassungen der TRC Sitzungen im Fernsehen ausgestrahlt wurden. Die aktiven Mikrofone waren erkennbar an den roten Lämpchen. Wann immer die Opfer sprachen, zeigten sie immer wie ewiges Licht an: Hier ist Leben, nach dem vielen Sterben, trotzend dem Tod.

Adriaan Vlok, früherer Minister für Sicherheit und Ordnung, wandte sich 2006 einem seiner Opfer zu, dem Geistlichen Frank Chikane, um um Vergebung und um Erlaubnis zu erbitten, ihm die Füße zu waschen. Beide waren Christen, einer entschlossen der Attentäter des anderen zu sein, aufgewachsen in dem Bewusstsein, dass „Schwarze den Weissen dienen“.

Die Luft ausgegangen, dem Apartheidsschergen. Durch massiven Widerstand zur Einsicht gekommen – und Reue – manche haben ihn ausgelacht. Da geht mir die Luft aus.

I can't breathe – damals wie heute ruft Rassismus notwendigen Widerstand hervor. *AmaBhulu azizinja ...* wurde gesungen, die Buren, die Weissen generell, sind Hunde. Gesang war immer ein Tool im Kampf gegen Unterdrückung, so auch bei den afrikanischen Sklaven in Amerika. Und, wie mir einmal ein African-American Priester aus Texas sagte, die Sklavenhalter wussten nicht, dass wir in den Spirituals über sie sangen. Auch die eingepprägten und beliebten Melodien solcher die Unterdrückten tröstenden Lieder erfahren Wandel. Nelson Mandela protestierte nach dem Ende der Apartheid, als junge Leute diesen Song wieder anstimmten: Schluss! Das war damals. Heute ist es anders, wir gehen anders miteinander um. Der grosse Mann hat die Zeichen der Zeit gelesen und umgesetzt. Viele verschlafen sie, noch heute.

My neighbour – So begrüßte ich gern den Erzbischof von Bloemfontein, Jabulani Nxumalo. Ein gebildeter Mann, der manchmal zu lange predigte, der aber wirklich viel zu sagen hatte. Bedeutsames. Auch über das Miteinander der Rassen und was wirklich zählt unter Menschen. Unsere Gespräche, gespickt mit seinen Erinnerungen an Begegnungen in Finnland, der Schweiz ..., bis ins Detail gut informiert. Kritisch war er gegenüber dem primitiven Einsatz kultureller Argumente, die nur zur Gewinnung eines eigenen Vorteils genutzt wurden. Suspekt war er für etliche seiner Landsleute und verleumdet als Kokosnuss – aussen schwarz, innen weiss, soll sagen: Ein Verräter. So korrumpiert Rassismus alles von innen, auch da, wo er vorher nie war; und er spaltet. Jabulani, ein Vorbild für mich, seinen Nachbarbischof, einer der ohne Scheu aufgriff, was immer ihm geboten wurde, ohne sich in seiner Grundüberzeugung erschüttern zu lassen. Rassistische Argumente zählten für ihn nicht.

Sein Vorgänger, Erzbischof Peter Butelezi, wurde auf einer Reise am Flughafen Johannesburg auf eine Ansage aufmerksam: Die Grenzbeamten hatten Schwierigkeiten mit einem Französisch sprechenden Passagier und suchten jemanden für die Übersetzung. Hier war er, der weltgewandte Zulu, der die „weisse“ Sprache beherrschte und freundlich zu Diensten war. Gut, dass er atmen konnte.

Rassismus – auch im Südafrika nach der Apartheidszeit ein Dämon, der Menschen betört. Er war Thema in der Bischofskonferenz, kurz bevor ich wegging. Ein methodistischer Bischof war der Moderator der dafür reservierten Tage. Als gemischte Konferenz kamen wir sehr persönlich ins Gespräch. Alle hatten Apartheid erlebt. Die schwarzen Brüder erlitten sie, gedemütigt als Studenten, als junge Priester, selbst dann, wenn sie verantwortungsvolle Aufgaben übernommen hatten. Die Weissen unter uns – und ich war ja erst am Ende dazu gekommen – viele Kämpfer gegen Apartheid und im Konflikt mit dem Regime, auch vor Gerichte gezerrt, aber doch auch Menschen, die ungefragt Vorzüge erfuhren. Deren süßes

Locken, das die Aufrichtigkeit zu korrumpieren droht, erforderte Rückgrat. Bei Kollegen hatten sie es erlebt, dass zum Beispiel ein weisser Priester ins Lokal gelassen wurde, der schwarze aber draussen bleiben musste. Und als einer seinen schwarzen Bruder mit hineinnahm, da wurde der weisse „Verräter“ mit Dreck beschmissen.

Daan Bekker, mein Mazda Dealer in Aliwal 1993: Er schaute mit Schrecken dem Ende der Apartheid entgegen. Man tue doch nicht Kühe und Pferde – Schwarz und Weiss - zusammen, sie leben apart, getrennt. Dass es, um im Bild zu bleiben, nur um verschiedene Sorten Pferde gehe, das war ihm nicht einsichtig zu machen. I, Michael, can't breathe.

2002 in Chicago. Ich hatte eine Sabbat-Zeit. Damals war eine Delegation aus Westafrika zu Gast in den Vereinigten Staaten. I can't breathe: es war faszinierend zu hören, dass sich Afrikaner aus Westafrika bei Ihren Geschwistern, die von Sklaven abstammten, dafür entschuldigten, dass ihre Vorfahren vom Sklavenhandel Gewinn bezogen hatten. Mir fehlt die Luft: Wer würde sich hier und heute dafür entschuldigen, dass „seine Leute“ es zugelassen haben, andere zum Rassismus zu verführen.

Im Oberen Raum an Pfingsten hielten die Jünger den Atem an. Eingeschlossen. Locked down. Wie in Quarantäne.

Sie empfangen den Atem des Friedens. Den Atem der Barmherzigkeit, der Bestätigung, des Friedens, der Grosszügigkeit. Damit sie andere beatmen.

I can't breathe. PLEASE. Beatme mich. Lasst "beat me" zu beatme mich werden. Reanimation, Wiederbelebung. – Hier spricht der Rettungsassistent.

Sorry, aber ich kann nicht anders als diese bisher nur wenigen gesagten „Schätze“ zu teilen, sozusagen im Ausatmen. Wir alle geraten in eine unbekannte Situation und werden vieles neu zu gestalten haben. In aller Demut. Corona legt so vieles offen wo viele zu feige waren, es zu benennen und anzugehen. Als Bischof ohne Land bleibt mir lediglich die Stimme. Ob sie prophetisch ist, mögen andere beurteilen.

Wenn wir gemeinsam eine Hygiene gegen menschliche Widerwärtigkeiten entwickeln könnten, wäre ich froh. Froher noch, wenn wir da Bundesgenossen wären.

Am 38. Tag meiner Priesterweihe, dem Fest des Heiligen Bonifatius, der Axt anlegte um zu ermutigen und aufzubauen und in Dokkum ermordet wurde.

Black lives matter! All our lives do



τ Michael